

TOD – LIEBE – WEIBLICHKEIT. –
HEINRICH HEINE IM WERK FREUDS

Wolfgang Beutin

Universität Bremen

<https://dx.doi.org/10.12795/futhark.2007.i02.03>

Abstract

Freud's influence upon the fine art of his time has never been undervalued, and vice versa; it is overt that under well-known scholars of his time it was he, who had been frequently inspired by works of the fine arts. The writer Heine, who died in the same year, in which Heine was born, probably was that poet, whom he favoured above all others. Heine belongs to the authors Freud mentioned repeatedly, mostly in his book: "Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten". In other writings, Heine served him as an authority, a trustworthy author, who achieved results and psychological factual evidence on fields of activity, which Freud thought to be central constituents of psychology, such as death, love (also love for others and love for the enemy), womanhood. For example, he quoted Heine's "Lazarus"-cycle, being highly in favour of this poetry, in which the problem of dying is relevant. A peculiar species of love is the item in Heine's ballad "Der Asra" (Asras in love must die without fail), a motif, which Heine received from Stendhal. When criticising the commandments of the Old and New Testament, which refer to charity, Freud depended on an extremely aggressive aphorism of Heine. In his explanations about womanhood Freud quoted a poem of the "Nordsee"-cycle. But the verification failed, because the quotation does not demonstrate at all, what Freud wanted to verify. On the other hand, Freud avoided to bring into play such poems, suitable to verify what he wanted to prove. This avoidance is striking, and therefore is worth to be examined.

Sigmund Freuds Einfluß auf die schönen Künste ist niemals unterschätzt worden, und vice versa: Er ist unter den bekannten Wissenschaftlern wie wenige andere durch Werke der schönen Künste inspiriert worden. Der Dichter Heine, der im selben Jahr starb, in dem Freud geboren wurde, war wahrscheinlich derjenige Künstler, den er am meisten schätzte. Er zählt zu den mehrmals erwähnten Autoren, am häufigsten in der Schrift: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“. In anderen Schriften diente Heine ihm als verlässlicher Gewährsmann, der Urteile gefällt und psychologische Wahrheiten geäußert hatte, auf Arbeitsfeldern, die für Freud zu den zentralen zählten, im Kernbereich der Psychologie: Tod, Liebe (auch als Nächsten- und Feindesliebe), Weiblichkeit. Er zitierte z.B. aus dem „Lazarus“-Zyklus, den er als einen seiner Lieblingstexte benannte; darin ist die Problematik des Sterbens relevant. Eine sonderbare Art der Liebe wird bei Heine Gegenstand in der Ballade „Der Asra“ (liebende Asra sterben unweigerlich an ihrer Liebe), ein Motiv, das Heine von Stendhal übernahm. Als Freud die Gebote des Alten und Neuen Testaments kritisch analysierte, soweit sie sich auf Nächsten- und Feindesliebe beziehen, stützte er sich auf einen extrem aggressiven Aphorismus Heines. In seiner Vorlesung über Weiblichkeit benutzte Freud ein Gedicht aus dem Zyklus „Die Nordsee“, welches aber keineswegs belegt, was Freud zu belegen wünschte. Auf der anderen Seite vermied er es, Texte Heines heranzuziehen, die das Gewünschte belegt hätten. Diese Vermeidung ist auffällig und daher wert, untersucht zu werden.

So umstritten Sigmund Freud, seine Forschungen und seine Schöpfung, die Psychoanalyse, vor allem in den deutschsprachigen Ländern lange Zeit gewesen sind – es ist doch niemals verkannt worden, wie erheblich sein Einfluß auf die schönen Künste war, ja, daß selten ein anderer Fachgelehrter diese in einem Maße beeinflusste wie er: „In der Tat hat wohl kaum ein Wissenschaftler

je so unmittelbar anregend auf die Literatur und Kunst eingewirkt wie Freud, der den Dichtern die Dramaturgie des Unbewussten lieferte und den Malern die Regeln der Bildmontage.“¹

Umgekehrt haben in der Geschichte der Gelehrsamkeit wenige Wissenschaftler in dem Maße wie er den schönen Künsten, besonders der Dichtung gestattet, derart vielfältig auf ihre wissenschaftliche Arbeit einzuwirken. Er versicherte nicht nur, daß seiner eigenen Lehre, der Psychoanalyse, eine spezifische Seelenlehre vorausgegangen sei: die *Psychologie der Dichter*, deren Grundzüge sich mit denen seiner eigenen Psychologie weithin vereinbaren ließen, sondern entnahm dichterischer Mythologie auch die Bezeichnungen für Phänomene, die er aufdeckte und beschrieb und denen er eine vorrangige Bedeutung zuerkannte, u.a. Ödipus und Narziß. Stets aufs neue ließ er sich in Untersuchungen von der Weltliteratur, dazu von den bildenden Künsten inspirieren, denn in ihnen allen fand er Problemstellungen, die sich ihm als Gegenstände eindringlicher Analyse anboten. Er schöpfte aus der antiken Literatur, z.B. Apuleius, und aus der frühneuzeitlichen, z.B. immer wieder Shakespeare, aus der

¹ Hans Heinz Holz, *Mensch – Natur*. Helmuth Plessner und das Konzept einer dialektischen Anthropologie, Bielefeld 2003, S. 172. – Wenn im Jahre 2006, dem Jahr der 150. Wiederkehr des Geburtstags von Freud, in manchen populären Zeitschriften und Artikeln sehr monoton angeführt wurde, Freud gebühre das Verdienst, das Unbewußte entdeckt zu haben, so hätte man bei Holz die Richtigstellung finden können: „Wie auch immer man einzelne Elemente seiner Theorie des psychischen Apparats und seiner Funktionen beurteilen mag: Die Grundintention seines Forschens ging auf die rationale Durchdringung des Irrationalen. Nicht die ‚Entdeckung des Unbewussten‘ ist Freuds eigentliche Leistung, denn darin hatte er spätestens seit der Romantik seine Vorläufer, sondern die Annahme, dass die Prozesse des Unbewussten nach erkennbaren Gesetzen verlaufen, dass diese Verläufe in einer geregelten Ausdrucks- und Symbolbeziehung zum Bewussten stehen und also dechiffrierbar und übersetzbar sind, und dass Konstitutionsbedingungen für dominante Inhalte und Formen des Unbewussten angegeben werden können. Damit wurde der Untergrund des Seelischen methodisch darstellbar.“ (Ebd., S. 173)

klassischen deutschen – mit Bevorzugung Goethes und Schillers – und aus derjenigen seines Geburtsjahrhunderts, des 19.; hier auffällig oft aus Heinrich Heines Werk.

Der Dichter Heine, der im selben Jahr starb, in dem Freud geboren wurde, zählte offensichtlich zu seinen Favoriten und war vielleicht derjenige Autor, den er am meisten liebte. Schlägt man im Namen- und Autorenregister der Sämtlichen Werke Freuds nach, so findet man eine beträchtliche Anzahl von Verweisen auf Stellen, wo Heinrich Heine genannt und zitiert wird, gelegentlich außerdem auf einen Ort, wo Freud auf Heine oder eine Dichtung Heines anspielt, ohne daß des Dichters Name genannt würde.

Am häufigsten zog er Heine in seiner Schrift: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“ (1905) heran, hier als Urheber vorzüglicher Beispiele von Wortspielen und Witzworten. In anderen Schriften diente Heine ihm als verlässlicher Gewährsmann, der Urteile gefällt oder psychologische Wahrheiten geäußert hatte, die Freud anführte, um seine eigenen Theorien zu untermauern.

Es handelt sich meistens um Funde auf Arbeitsfeldern, die für Freud zu den zentralen zählten, um Theoriebestandteile, die im Kernbereich der Psychoanalyse liegen.

Das sind in erster Linie solche Probleme wie Tod – Liebe – Nächsten- und Feindesliebe – Weiblichkeit.

Tod

In seiner Abhandlung „Zeitgemäßes über Krieg und Tod“ (1915)² erinnert Freud an die antike Vorstellung (S. 348), wonach die Toten in der Unterwelt lediglich eine schattenhafte Existenz führten, und daran, „was die Seele des Achilleus dem Odysseus

² Ich zitiere nach der Ausg.: Gesammelte Werke, 18 Bde., London (später: Frankfurt / M.) 1940 ff. (zit.: GW); hier: 10,323–355

erwidert“. Dieser berichtet davon, wie er in die Unterwelt abstieg und wie er den Toten anredete:

Denn dich Lebenden einst verehrten wir, gleich den Göttern,
 Argos Sohn'; und jetzo gebietest du mächtig den Geistern,
 Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.
 Also ich selbst; und sogleich antwortet' er, solches erwidern:
 Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
 Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
 Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
 Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.
 (Od. 11, V. 484-491)

Danach zitiert Freud eine moderne Version desselben Motivs, sie ankündigend wie folgt: „Oder in der kraftvollen, bitter-parodistischen Fassung von *H. Heine*“:

Der kleinste lebendige Philister
 Zu Stuckert am Neckar
 Viel glücklicher ist er
 Als ich, der Pelide, der tote Held,
 Der Schattenfürst in der Unterwelt.

Diese Verse Heines entstammen einem unbetitelten Gedicht, das mit der Zeile beginnt: „Erstorben ist in meiner Brust“.³

Es gehört zu einer umfangreichen Gruppe von Gedichten im Nachlaß, von denen Heine 17 – darunter dies – ausdrücklich seinen Variationen über das Lazarus-Thema zugewiesen hat.

Dazu zählen außerdem:

³ Ich zitiere Gedichte Heines nach der folgenden Ausg.: Heinrich Heine, Sämtliche Gedichte. Hg. von Bernd Kortländer, Stuttgart 1997 (zit.: G); hier: S. 825

„Lazarus“, ein Subzyklus aus zwanzig Gedichten (G 588–606) im Zyklus „Lamentationen“, der das 2. Buch des „Romanzero“ bildet;

aus der Sammlung „Gedichte. 1853 und 1854“ die Nr. VIII, ein Zyklus aus elf lyrischen Stücken, die unter dem Titel vereinigt sind: „Zum Lazarus“ (G 711–718).

Die von Freud zitierten vier Verse beschließen eine sechszeilige – die letzte – Strophe in dem Gedicht „Erstorben ist in meiner Brust“. Die ersten beiden – von Freud nicht zitierten – Verse in derselben Strophe enthalten des Dichters ausdrückliche Zustimmung zu der Klagerede Achills: „Er hatte recht, der edle Heros, / Der weiland sprach im Buch Homeros: …“

Daß Achills Äußerung in der Unterwelt den schwerkranken Heine in der „Matratzengruft“, worin er seinen eigenen Tod beständig vor Augen hatte, öfter beschäftigte, erweist ein Gedicht, das die Sammlung „1853 und 1854“ beschließt und „Epilog“ betitelt ist:

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
 Torenworte! Narrentum!
 Eine beßre Wärme gibt
 Eine Kuhmagd, die verliebt
 Uns mit dicken Lippen küßt
 Und beträchtlich riecht nach Mist.
 Gleichfalls eine beßre Wärme
 Wärmt dem Menschen die Gedärme,
 Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
 Oder Grog nach Herzenswunsch
 In den niedrigsten Spelunken,
 Unter Dieben und Halunken,
 Die dem Galgen sind entlaufen,
 Aber leben, atmen, schnaufen,
 Und beneidenswerter sind,
 Als der Thetis großes Kind –

Der Pelide sprach mit Recht:
 Leben wie der ärmste Knecht
 In der Oberwelt ist besser,
 Als am stygischen Gewässer
 Schattenführer sein, ein Heros,
 Den besungen selbst Homeros.

Freud verzeichnete nicht, aus welcher Dichtung Heines er die mit „Der kleinste lebendige Philister“ beginnenden vier Verse entnommen hatte. Die „bitter-parodistische“ Wendung, die der Lyriker hierin der Rede Achills gab, kommt am drastischsten darin zum Ausdruck, daß der Tagelöhner oder Knecht, auf den sich der Schatten des Helden bei Homer bezieht, in Heines Version durch den „Philister“ ersetzt wurde. Daß dieser seinen Platz zu „Stuckert (Stukkert) am Neckar“ hat, ist der Beweis dafür, daß er die Dichter der ‚Schwäbischen Schule‘ repräsentiert, die Heine auch anderswo mit viel Spott und Hohn überschüttete. Es war also keineswegs seine Absicht, den Tagelöhner oder Knecht durch den Angehörigen etwa eines höheren Standes zu ersetzen, sondern im Gegenteil: den Stuttgarter Philister ordnete er dem Arbeitsmann völlig unter, um ihn als die niedrigste Art von Menschenwesen vorzuführen. Allerdings im „Epilog“ hielt er sich enger an Homers Text; die parodistische Färbung fehlt darin.

Als Freud aus dem Gedicht mit der „Lazarus“-Thematik zitierte, traf er keine zufällige Wahl. Heines „Lazarus“ – d.h. die Gesamtheit der diesem zuzuordnenden lyrischen Stücke – rechnete er mit Miltons „Paradiese lost“ zu seinen „Lieblingsbüchern“.⁴

Das Zitat ist ein Beleg für einen bestimmten Schritt in einem Gedankengang, worin Freud das Verhältnis der Menschen zu dem Phänomen ‚Tod‘ seit Urzeiten skizzierte. Die Vorstellung des Sterbens, aber auch die mit ihr zusammenhängende Leugnung des

⁴ GW / Nachtragsband (ohne Bandzählung), Frankfurt / M. 1999, S. 663

Todes durch die Unsterblichkeitsidee waren, wie Freud aufzeigt, nicht ein plötzlicher Einfall der menschlichen Gattung, sondern hatten ihre Geschichte, entwickelten sich in einem langwierigen gedanklichen Prozeß, der sich über Jahrtausende hinzog. Freud versuchte, ihn zu rekonstruieren (GW 10,345–355):

Der Urmensch habe sich zum Tode nicht einheitlich verhalten, sondern widersprüchlich, zwiefältig: einerseits ihn ernstnehmend, auf der anderen Seite ihn abschätzig bewertend, als ein Nichts verachtend. Der Fremde oder Feind wurde ausgelöscht, ohne daß dem Mörder ein Bedenken gekommen sei. Dahingegen war der „eigene Tod ... dem Urmenschen gewiß ebenso unvorstellbar und unwirklich, wie heute noch jedem von uns.“ An einem gewissen Punkt resultierte daraus nun für den Urmenschen eine Schwierigkeit: „Es ergab sich aber für ihn ein Fall, in dem die beiden gegensätzlichen Einstellungen zum Tode zusammenstießen und in Konflikt miteinander gerieten, und dieser Fall wurde sehr bedeutsam und reich an fernwirkenden Folgen.“ (Ebd., S. 345 f.)

Es war das Sterben geliebter Angehöriger, von Frau, Kind oder Freund. Da jede dieser verstorbenen Personen aber „ein Stück seines eigenen geliebten Ichs“ gewesen war, konnte der Urmensch nicht länger mehr leugnen, „daß man auch selbst sterben könne“, und gegen diese Einsicht bäumte er sich mit Macht auf. Andererseits trat gleichzeitig das „Gesetz der Gefühlsambivalenz“ in Funktion, war ihm der Tod selbst der Verwandten und Freunde „doch auch recht, denn in jeder der geliebten Personen stak auch ein Stück Fremdheit“; sie hatte „einen Anteil von feindseligen Gefühlen bei ihm hervorgerufen“. Aus diesem „Gefühlskonflikt beim Tode geliebter und dabei doch auch fremder und gehaßter Personen“ sei die Psychologie entstanden – im Sinne von: Seelenvorstellung, Seelenlehre –. Im Schmerz um den Tod Angehöriger war der Tod unleugbar zugegen gewesen, aber da man sich selber nicht als tot vorzustellen vermochte, obwohl man sich nicht der Tatsache seines

Vorhandenseins verschloß, bestritt man ihm „die Bedeutung der Lebensvernichtung“. „An der Leiche der geliebten Person“ ersann man demzufolge „die Geister“. In dem Maße, wie der Urmensch zugleich bei aller Trauer auch eine Befriedigung empfunden hatte, wandelten sich diese Geister von Mal zu Mal in böse Dämonen um, von denen Bedrohung ausging (ebd., S. 346 f.).

Geister waren etwas vom Körper Abgetrenntes. In der Gedankenwelt des Urmenschen splitterte sich der ganze Mensch in einen Leib auf und eine Seele – ursprünglich sogar mehrere Seelen –. Die Erinnerung an den Abgeschiedenen legte die Annahme anderer Existenzweisen nahe, „gab ihm die Idee eines Fortlebens nach dem anscheinenden Tode“. Anfangs so, daß die „späteren Existenzen“ schattenhaft, inhaltsleer blieben, mit dem Charakter „kümmerlicher Auskünfte“ (ebd., S. 347 f.). Genau hier ist die Stelle, wo Freud zum Beleg die Zitate aus Homer und Heine einfügt.

Die Schattenexistenz der Verstorbenen war eine verhältnismäßig frühe Stufe in ihrem Nachleben. Freud schreibt: „Erst später brachten es die Religionen zustande, diese Nachexistenz für die wertvollere, vollgültige auszugeben und das durch den Tod abgeschlossene Leben zu einer bloßen Vorbereitung herabzudrücken. Es war dann konsequent, wenn man auch das Leben in die Vergangenheit verlängerte, die früheren Existenzen, die Seelenwanderung und Wiedergeburt ersann, alles in der Absicht, dem Tode seine Bedeutung als Aufhebung des Lebens zu rauben. ... An der Leiche der geliebten Person“ entstanden jedoch nicht einzig die Vorstellung vom Vorhandensein der Geister, „nicht nur die Seelenlehre, der Unsterblichkeitsglaube und eine mächtige Wurzel des menschlichen Schuldbewußseins, sondern auch die ersten ethischen Gebote“. Dazu zählt als primäres das „Du sollst nicht töten“, zuerst aufgetreten „als Reaktion gegen die hinter der Trauer versteckte Haßbefriedigung“

beim Tode der geliebten Person. Es wurde dann auf alle Fremden und schließlich noch auf den Feind ausgedehnt (ebd., S. 348 f.)

Allerdings erwies ein „so starkes Verbot“ die Wirksamkeit eines ebenso starken Impulses zu töten. Und der „Kulturmensch“ sei noch hinter eine frühere Menschheit zurückgefallen, habe „ein Stück ethischer Feinfühligkeit“ verloren insofern, als er das Verbot im wilden „Ringeln“ des Kriegs nicht mehr verspüre (ebd., S. 349).

Das Resümee müsse lauten: Auch das Unbewußte des „Kulturmenschen“ „ist gegen die Vorstellung des eigenen Todes ebenso unzugänglich, gegen den Fremden ebenso mordlustig, gegen die geliebte Person ebenso zwiespältig (ambivalent) wie der Mensch der Urzeit“. Nur „in der konventionell-kulturellen Einstellung gegen den Tod“ habe sich die neuere Menschheit „von diesem Urzustande entfernt“. Doch streife der Krieg „uns die späteren Kulturauflagerungen ab und läßt den Urmenschen in uns wieder zum Vorschein kommen“ (ebd., S. 354).

Liebe

In derselben Abhandlung „Zeitgemäßes über Krieg und Tod“ von 1915 trifft Freud die Feststellung, daß das Verhältnis der Menschen seiner Gegenwart zum Sterben „kein aufrichtiges“ gewesen sei. Oberflächlich zwar bekannte sich ein jeder dazu, daß „der Tod der notwendige Ausgang alles Lebens sei“, doch manifestierte sich „die unverkennbare Tendenz ..., den Tod beiseite zu schieben, ihn aus dem Leben zu eliminieren“. Im Anschluß hieran nominierte Freud eine ganze Reihe von Merkmalen, deren Summe er als die „kulturell-konventionelle Einstellung gegen den Tod“ bezeichnete (GW 10, 341 f.).

Dann führte er seinen Gedankengang fort wie folgt: Diese Einstellung ergänze „sich nun durch unseren völligen Zusammenbruch, wenn das Sterben eine der uns nahestehenden

Beutin, Tod-Liebe-Weiblichkeit, 9-41

Personen, einen Eltern- oder Gattenteil, ein Geschwister, Kind oder teuren Freund getroffen hat. Wir begraben mit ihm unsere Hoffnungen, Ansprüche, Genüsse, lassen uns nicht trösten und weigern uns, den Verlorenen zu ersetzen.“ (Ebd., S 342 f.)

Seine Argumentation spitzte Freud noch um einen Grad zu, indem er einen Vergleich zog: „Wir benehmen uns dann wie eine Art von Asra, welche *mitsterben, wenn die sterben, die sie lieben.*“ (Ebd., S. 343)

Im Namen- und Autorenregister der Sämtlichen Werke Freuds ist diese Stelle, an welcher des Dichters Heine keinerlei Erwähnung getan wird, unter dessen Namen verzeichnet. Unter dem Eintrag „Asra“ ist dieselbe nochmals angegeben mit dem Hinweis auf Heine. Tatsächlich liegt in Freuds Text eine Anspielung auf ein Gedicht Heines im „Romanzero“ (1851) vor. Es trägt den Titel: „Der Asra“ (G 518).

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!

Und der Sklave sprach: ich heiße
Mohamet, ich bin aus Yemmen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben wenn sie lieben.

Bei Heine findet sich in diesem Gedicht eine Schlußzeile, die als eine Art Pointe fungiert: „Welche sterben wenn sie lieben“. Sie nominiert den Umstand, unter welchem dem Asra der Tod gewiß ist – Lieben und Sterben fallen für ihn in eins, es bedarf nur seines Beginnens, Liebe zu empfinden, um ihm sein Ende zu gewährleisten. Das „wenn“ wäre also eine konditionale Konjunktion; doch könnte die Konjunktion ebensogut als temporale interpretiert werden, mit der Bedeutung: ‚zu dem Zeitpunkt, da ...‘ – Das Frappante an der im Schlußvers enthaltenen Aussage des Asra ist aber, daß mit ihr seine Rede endet, die Antwort vollendet ist. Darauf folgt nichts mehr, vor allem die Erklärung nicht, weshalb dies denn so sei bei dem Stamme der Asra – in dem ja kein Angehöriger es wagen dürfte, jemals Liebe zu empfinden, oder er muß sterben. Die Leserschaft, der die Erklärung vorenthalten wird, könnte sich düpiert fühlen; verspürt sie doch, daß der in dem Gedicht angedeutete Vorgang irregulär ist, weil dem Naturgesetz zuwider, welches für alle Menschen gilt. Man weiß ja oder glaubt zu wissen, daß ein Liebender in der gesamten Geschichte der Menschheit niemals nur deshalb starb, weil er liebte.

Wer nach der Lektüre des Heine-Texts weiterdenkt, wird vielleicht nach einem latenten Motiv forschen, das dem Vorgang zugrundeliegt, aber ungesagt bleibt. Es böte sich an, als solches die Standesungleichheit zu betrachten, die zwischen dem Sklaven und der Sultanstochter („Fürstin“) besteht, so daß es kaum Zweifel an der vollkommenen Aussichtslosigkeit seiner Liebe gibt; wie es keinen Zweifel an seiner Todverfallenheit gibt: „Täglich ward er bleich und bleicher.“ Wie Heine es in dieser kleinen Ballade anordnet, ist die Sultanstochter auf den Sklaven aufmerksam geworden, weil er immer um dieselbe Abendstunde am Brunnen erscheint, zu welcher sie dort spazieren geht. Könnte sie seine zunehmende Bleichheit beobachtet haben? Und hätte sie aus dieser

Beutin, Tod-Liebe-Weiblichkeit, 9-41

womöglich auf seine Liebe geschlossen? Im Text des Gedichts findet sich kein Hinweis, der die Beantwortung solcher Fragen erlaubt.

Um nun den Blick auf Freuds Anspielung zurückzulenken: Der Heine-Bezug ist deutlich; zu sehen aber auch, daß Freud dem Vorgang eine Wendung gibt, die im Gedicht keineswegs angelegt war. Ja, zwar werden Heines Worte aus dem Schlußvers aufgenommen, indessen stark verändert: „mitsterben“ statt „sterben“ usw. Aber darf eigentlich die Rede davon sein, Freud gebe dem Vorgang eine andere Wendung, wenn der Vorgang überhaupt nicht derselbe bleibt?

Das Geschehen bei Heine ist nämlich das eine, während bei Freud ein ganz anderes eintritt. Wo Heines Sklave Mohamet stirbt, *nur weil er liebt*, stirbt, ohne daß davon die Rede sein kann, daß zuvor das Objekt seiner Liebe gestorben wäre, sagt Freud von den Asra aus: daß sie *mitsterben, wenn die sterben, die sie lieben*. In seiner Äußerung sind also zwei Tode im Spiel. Der erste ist der des Liebesobjekts. Entspräche der Wortlaut von Freuds Anspielung wirklich der Dichtung Heines, so müßte deren Text besagen: des Sklaven Liebe sei aus dem Grunde aussichtslos und er selber dem Tode verfallen, weil die Sultanstochter aus dem Leben scheidet, vielleicht dazu verurteilt, ihm, dem Liebenden, im Tode sogar voranzugehen. Aber davon steht in Heines Gedicht nichts, und Freud legt eine vollkommen davon abweichende Spur.

Der zweite Tod, wie ihn Freuds Wortlaut nahegelegt, *nur* der zweite Tod ist dann allerdings der des Asras, der seiner Geliebten aus Trauer nachstirbt.

Freud spricht in seiner Abhandlung, wie oben erwähnt, von dem prekären Fall, daß beide Einstellungen des Urmenschen in Konflikt miteinander gerieten:

die eine – der Tod ist ernstzunehmen, eine gewichtige Wirklichkeit (vor allem, sollte er mich selbst betreffen);

die andere – der Tod ist abschätzig zu beurteilen, imgrunde ein verächtliches Garnichts (vor allem die Tötung des Feindes).

Erst das Sterben geliebter Angehöriger hätte in dieser Sicht den Konflikt beider Einstellungen zur Folge haben müssen. Da jede der verstorbenen Personen aber „ein Stück seines eigenen geliebten Ichs“ darstellte, konnte der Urmensch nicht länger mehr leugnen, „daß man auch selbst sterben könne“, eine Einsicht, die in ihm den heftigsten Widerstand mobilisierte.

Mit der Anspielung auf den Asra schuf Freud sich die Möglichkeit, die graduelle Steigerung der Empfindung zu bezeichnen: mit der geliebten Person verstirbt nicht nur ein Anteil meines eigenen Ichs, sondern viel mehr: der entscheidende Anteil meines Selbsts, ja, ich selber sterbe meiner Geliebten, meiner Frau, oder sonst einer für mich unentbehrlichen Person nach.

Als Fazit aus dieser kurzen Gegenüberstellung der beiden Texte, Freuds Anspielung und Heines Ballade, schält sich also heraus:

In der Anspielung ist einiges Wortmaterial aus der Schlußzeile des Gedichts zugegen, selbst dies jedoch schon modifiziert; der damit bezeichnete Vorfall indes, wie ihn Freud entwirft, ein unzweifelhaft anderer als bei Heine.

Erwarteten wir von dem Dichter, wie es unser gutes Recht ist, eine Aufschlüsselung des rätselhaften Ereignisses, so bleibt uns diese von ihm versagt, das Rätsel ungelöst.

Könnte die Lösung überraschend von einer anderen Seite kommen? Der Forschung ist bekannt, daß der Dichter für seinen „Asra“ eine Vorlage benutzte: eine arabische, die einer seiner Zeitgenossen, Stendhal (1783–1842), in seiner Untersuchung „Über die Liebe“ (1822) abdruckte.⁵ Der arabische Text, den Heine bei Stendhal las, entstammt der Sammlung „Der Divan der Liebe“ von Ebn Abi Hadglat. Er beginnt mit der Wiedergabe des

⁵ Ich zitiere nach der deutschen Übersetzung von Walter Hoyer, Leipzig 1950.

Zwiesgesprächs eines Sterbenden, des Djamil, mit einem Besucher, Elâbas. Djamil fragt jenen, was er von einem Manne halte, der niemals Wein getrunken habe, sich nie auf Kosten anderer bereicherte, nie ein lebendes Geschöpf, dessen Tötung Gott verbiete, ohne Grund tötete, und der „bezeugt, daß es keinen anderen Gott gibt außer Gott, dessen Prophet Mohammed ist“. Der Besucher versichert, solch Mann werde erlöst werden und das Paradies erlangen. Er begehrt zu wissen, von welchem Manne die Rede sei. Djamil räumt ein, von ihm selber. Woraufhin Elâbas diesem seine Zweifel gesteht, ob er, der Sterbende, es mit dem Islam wirklich so genau nehme, habe er doch zwanzig Jahre lang der Bothaina den Hof gemacht und sie dichtend verherrlicht. Doch Djamil rechtfertigt sich und sagt, der Tag heute sei für ihn der letzte auf dieser Welt und der erste in jener, und so wolle er der Gnade beim jüngsten Gericht verlustig gehen, „wenn ich je die Hand in sträflicher Absicht nach Bothaina ausgestreckt habe“ (S. 208).

Es heißt dann zur Begründung weiter: „Dieser Djamil und Bothaina, seine Geliebte, gehörten beide dem Stamme der Benu-Azra an, der unter allen arabischen Völkerschaften berühmt ist ob der Liebe. Ihre Liebesfähigkeit ist sogar sprichwörtlich geworden, und Gott hat kein lebendes Wesen geschaffen, das so zärtlich in der Liebe sein könnte wie sie.“ (S. 208 f.)

Um dies zu bekräftigen, werden dann einige Erzählungen oder Anekdoten angeschlossen, darunter zuerst diejenige, die dem deutschen Dichter als Vorlage diente:

Sahid, der Sohn des Agba, fragte eines Tages einen Araber: „Aus welchem Volke stammst du?“ – „Ich gehöre einem Volk an, bei dem man stirbt, wenn man liebt“, antwortete der Araber. – „Du bist vom Stamme der Azra?“ versetzte Sahid. – „Ja, beim Herrn der Kaaba!“ gab der Araber zur Antwort. – „Wie kommt es doch, daß ihr zu solcher

Liebe fähig seid?“ fragte Sahid weiter. – „Unsere Frauen sind schön und unsere jungen Männer sind keusch!“ erwiderte der Araber. (Ebd.)

Beim Vergleich des Gedichts mit der von Stendhal bereitgestellten Vorlage kommen die Unterschiede schnell ans Licht. Der arabische Text erweist sich als Dialog, wohingegen Heine eine Ballade schuf, einen lyrischen Text mit narrativem Grundzug. Er setzte den Inhalt des arabischen Dialogs in Handlung um, die von zwei Personen getragen wird, die der Verfasser sparsam, aber immerhin prägnant mit individualisierenden Zügen ausstattete. Der Dialog stellt dagegen keine dichterischen Figuren vor das innere Auge des Lesers und veranschaulicht auch nicht die Begegnung zweier Menschen. Was bei Heine als Schlußvers erscheint, steht im arabischen Text ziemlich am Anfang als Antwort auf die erste Frage Sahids und dient der Selbstidentifikation des Asra. Hieraus entnimmt der Frager sofort die Zugehörigkeit des Befragten zu dem berühmten Stamme. Anschließend fragt er weiter, und wonach er sich erkundigt, ist gerade das, was bei Heine fehlt: eine Erklärung für die Eigenart der Liebe bei den Asra. Was Sahid zu hören bekommt, ist der Hinweis auf die Schönheit der Frauen der Asra und auf die Keuschheit der Männer.

Damit enthüllt sich der kleine Dialog als legendenhaft, näherhin: als Andeutung einer *Keuschheits*-Legende. Der Tod liebender Asra ist dann mittelbar als Ableitung aus einer religiös grundierten Mentalität zu erkennen, als Konsequenz eines Glaubensfanatismus. Unmittelbar aber als Folge einer nicht erfüllten, daher verzehrenden Liebe (Heines Worte: „bleich und bleicher“). Der arabische Text läßt also die Leser nicht zurück, ohne die Eigenart der Liebe der Asra aufzuschlüsseln, eine Lösung, für welche Heine offensichtlich keine Verwendung hatte, da er keine fromme Legende zu schreiben gedachte, sondern ein – durchweg diesseitig gestimmtes – Gedicht, eine säkulare Ballade.

Beutin, Tod-Liebe-Weiblichkeit, 9-41

In ihr sollte keine aufs Jenseits verweisende Heilslehre mehr das Handeln der Figuren determinieren, sondern *das diesseitige Märtyrertum der Liebe* ins Zentrum des Geschehens gerückt werden.

Daß die Eigenart der Liebe der Asra womöglich aus einer körperlichen oder intellektuellen Schwäche herrühre, deutet in einer späteren Anekdote denn auch ein anderer Araber gegenüber einem Asra an: „Bei euch Benu-Azras meint man, an der Liebe zu sterben, sei ein süßer, edler Tod; aber es liegt eine offenbare Schwäche und eine Dummheit darin; und die ihr für Menschen mit einem reichen Herzen haltet, sind wahnhaft, marklose Geschöpfe.“ Daraufhin erteilt ihm der Asra die folgende Antwort: „Du würdest nicht so sprechen, ... wenn du erlebt hättest, wie die großen schwarzen Augen unserer Frauen Blitze durch den Schleier ihrer langen Wimpern senden und wenn du sie lächeln und ihre Zähne zwischen den braunen Lippen schimmern sehen hättest!“ (S. 209)

Aber ist das eine treffende Antwort? – Doch wohl keinesfalls. Das Gegenteil wäre korrekt: Die Augen, das Lächeln, die Zähne, die Lippen würden – nur müßte man dann kein Asra sein – gerade nicht das keusche Verhalten der Männer bewirken, sondern eine Verlockung darstellen.

Aus psychoanalytischer Sicht wäre eine überzeugende Auflösung des Rätsels der Liebe der Asra vorzuschlagen: In der Tat liegt eine Schwäche vor; so weit trifft die Vermutung des Arabers zu. Nur resultiert sie weder aus der *körperlichen* Beschaffenheit noch aus einem Intelligenzmangel. Vielmehr liegt eine psychische Behinderung vor: Die Asra sind so sehr der *zärtlichen* Strömung der Liebe verfallen, daß sie sich außerstande sehen, dem Grunderfordernis einer vitalen Sexualität genüge zu tun: der Vereinigung der *Zärtlichkeit* mit der *sinnlichen* Strömung der Liebe.

Ihr Unbewußtes verurteilt sie lieber zum Tode, ehe es das Ineinanderfließen beider Strömungen zuließe.⁶

Nächstenliebe, Feindesliebe

In seiner Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) unterscheidet Freud zwischen zwei möglichen Formen der Kultur.

Eine erste „Kulturgemeinschaft“ würde von „Doppelindividuen“ gebildet, nämlich Paaren von Liebenden, „die, in sich libidinös gesättigt, durch das Band der Arbeits- und Interessengemeinschaft miteinander verknüpft sind“. Indessen sei das ein – nicht realisiertes – Ideal, denn „dieser wünschenswerte Zustand besteht nicht und hat niemals bestanden ...“ Nämlich die vorhandene Kultur biete eine andere, davon unterschiedene Ansicht: „... die Wirklichkeit zeigt uns, daß die Kultur sich nicht mit den ihr bisher zugestandenen Bindungen begnügt, daß sie die Mitglieder der Gemeinschaft auch libidinös aneinander binden will, daß sie sich aller Mittel hierzu bedient, jeden Weg begünstigt, starke Identifizierungen unter ihnen herzustellen, im größten Ausmaße zielgehemmte Libido aufbietet, um die Gemeinschaftsbande durch Freundschaftsbeziehungen zu kräftigen. Zur Erfüllung dieser Absichten wird die Einschränkung des Sexuallebens unvermeidlich. Uns fehlt aber die Einsicht in die

⁶ Als Ursache dieses Unvermögens wiederum könnte das Vorhandensein eines extremen Inzestkomplexes in den Stammesangehörigen vermutet werden. Dieser hätte dann den einzelnen Liebenden veranlaßt, in jeder Geliebten die Wiederkehr der Mutter oder Schwester zu wittern, in den Augen der Geliebten die Augen der Mutter oder Schwester, in dem Lächeln der Geliebten abermals das mütterliche oder schwesterliche. Infolgedessen würde der Asra sich die körperliche Vereinigung mit der Geliebten verboten haben. Ob unbedingt auch die geistige? Das Beispiel des Djamil, ebenfalls eines Asra, erweist, daß eine solche nicht zugleich sanktioniert war und daß die andauernde Unterwerfung unter das Keuschheitsgebot nur die körperliche Liebe betraf.

Notwendigkeit, welche die Kultur auf diesen Weg drängt und ihre Gegnerschaft zur Sexualität begründet. Es muß sich um einen von uns noch nicht entdeckten störenden Faktor handeln.“ (GW 14, 467 f.)

Um diesen freizulegen, benutzt Freud als Leitfaden eine „der sogenannten Idealforderungen der Kulturgesellschaft“. „Sie lautet: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst; sie ist weltberühmt, gewiß älter als das Christentum, das sie als seinen stolzesten Anspruch vorweist, aber sicherlich nicht sehr alt; in historischen Zeiten war sie den Menschen noch fremd.“ (Ebd., S. 468) Sucht man nach den Quellen dieses Gebots, findet man es sowohl im Alten Testament als auch im Neuen.⁷

Im Anschluß hieran schlägt Freud ein Experiment vor: sich einmal zur Forderung der Nächstenliebe ganz naiv zu stellen, als nähme man sie zum erstenmal wahr. Dann ergäben sich allerlei skeptische Überlegungen.

Liebe sei etwas Wertvolles, und wenn ich sie einem anderen zuwenden soll, müsse er dies „auf irgend eine Art verdienen“. Dabei wäre immerhin jedoch der Utilitäts Gesichtspunkt zu verwerfen, auch der einer „möglichen Bedeutung“ des Nächsten als Sexualobjekts; „diese beiden Arten der Beziehung kommen für die Vorschrift der Nächstenliebe nicht in Betracht.“ Wann aber verdiene der Nächste meine Liebe? Zum Beispiel unter der Voraussetzung, daß er mir in mancherlei Hinsicht ähnlich ist, „daß ich in ihm mich selbst lieben kann“; „wenn er so viel vollkommener

⁷ „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst ...“ (3. Mo. 19,18); hinzu noch 5. Mo. 6,5: „Und du sollst den HErrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen.“ Zum Vergleich die Jesus-Worte: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.“ (Und weiter:) „Dies ist das vornehmste und größte Gebot. // Das andere aber ist ihm gleich“: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ (Welches der Verfasser kommentiert wie folgt:) „In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ (Mt. 22,37-40)

ist als ich, daß ich mein Ideal von meiner eigenen Person in ihm lieben kann“ oder „wenn er der Sohn meines Freundes ist ...“ usw. Wann nicht oder kaum? Freud: „Aber wenn er mir fremd ist und mich durch keinen eigenen Wert, keine bereits erworbene Bedeutung für mein Gefühlsleben anziehen kann, wird es mir schwer, ihn zu lieben.“ Täte ich es trotzdem, wäre es unrecht, „denn meine Liebe wird von all den Meinen als Bevorzugung geschätzt; es ist ein Unrecht an ihnen, wenn ich den Fremden ihnen gleichstelle.“ Und Freud fragt: „Wozu eine so feierlich auftretende Vorschrift, wenn ihre Erfüllung sich nicht als vernünftig empfehlen kann?“ (Ebd., S. 468 f.)

Bei ihrer genaueren Betrachtung kommen weitere Bedenken hinzu: „Dieser Fremde ist nicht nur im allgemeinen nicht liebenswert, ich muß ehrlich bekennen, er hat mehr Anspruch auf meine Feindseligkeit, sogar auf meinen Haß.“ Denn wie begegnet er mir in aller Regel? Ohne Liebe für mich; ohne mir irgendeine Rücksicht zu bezeigen; nützt es ihm, schädigt er mich gewissenlos; er wird mich sogar schädigen, um bei Gelegenheit seine Lust zu befriedigen; mich verspotten, beleidigen, verleumden, zuletzt mir seine Übermacht demonstrieren. Nur falls sich dies anders verhalte, „wenn er mir als Fremdem Rücksicht und Schonung erweist, bin ich ohnedies, ohne jene Vorschrift, bereit, es ihm in ähnlicher Weise zu vergelten. Ja, wenn jenes großartige Gebot lauten würde: Liebe deinen Nächsten wie dein Nächster dich liebt, dann würde ich nicht widersprechen.“ (Ebd., S. 469)

Im Christentum habe das alttestamentliche Gebot der Nächstenliebe sogar noch eine Steigerung erfahren, schreibt Freud: „Es gibt ein zweites Gebot, das mir noch unfaßbarer scheint und ein noch heftigeres Sträuben in mir entfesselt. Es heißt: Liebe deine Feinde. Wenn ich's recht überlege, habe ich unrecht, es als eine noch stärkere Zumutung abzuweisen. Es ist im Grunde dasselbe.“ (Ebd.)

Er identifiziert also die beiden Gebote; die Begründung steht voran: Der Nächste wird nicht selten der Fremde sein, und dieser Fremde ein Feind. Wichtig ist schon der Zusammenhang, in dem dies zweite Gebot so apodiktisch auftritt. Es findet sich bei Matthäus in der Bergpredigt (hierin: 5,38-48):

Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nötigt *eine* Meile, so gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht ab von dem, der dir abborgen will. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Zöllner auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Freud fährt nun fort, indem er die – natürlich imaginäre – Mahnung „einer würdevollen Stimme“ wiedergibt: „Eben darum, weil der Nächste nicht liebenswert und eher dein Feind ist, sollst du ihn lieben wie dich selbst.“ – Er kommentiert: „Ich verstehe dann, das ist ein ähnlicher Fall wie das *Credo quia absurdum*.“⁸ (Ebd., S. 470)

⁸ „Credo ...“: geflügeltes Wort, gebildet nach einem Ausspruch des Kirchenvaters Tertullian (ca. 145-220), ungefähre Bedeutung: ‚Ich glaube (das) gern, obwohl ich den Sinn nicht erfasse‘.

Das Hauptargument, welches Freud jetzt gegen das Gebot der Feindesliebe ins Feld führt, ist dies: „Immerhin gibt es Unterschiede im Verhalten der Menschen, die die Ethik mit Hinwegsetzung über deren Bedingtheit als ‚gut‘ und ‚böse‘ klassifiziert. Solange diese unleugbaren Unterschiede nicht aufgehoben sind, bedeutet die Befolgung der hohen ethischen Forderungen eine Schädigung der Kulturabsichten, indem sie direkte Prämien für das Bösessein aufstellt.“ (Ebd.)

Die „Ethik“, auf die er sich bezieht, ist die herkömmliche, in der europäisch-amerikanischen Zivilisation bis heute – der Idee nach wenigstens – in Kraft gebliebene, die ihre Ursprünge in der griechisch-römischen Antike hat sowie auch in der altorientalischen. – Die „hohen ethischen Forderungen“ hingegen sind die biblischen, die von Moses verkündeten sowie die von Jesus in der Bergpredigt erhobenen.

Freuds Einwand zielt darauf, daß, sofern die Gebote der Nächsten- und Feindesliebe der Kitt sein sollen, der die „Kulturgesellschaft“ zusammenhält, sie in Wahrheit doch diese auseinandersprenge müßten, weil die Befolgung „der hohen ethischen Forderungen“ oftmals der Prämiiierung verbrecherischer Handlungen gleichkäme. Anders kann man es auch kaum deuten, wenn geschrieben steht, Gott lasse „seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“, so als seien die einen und die anderen im Angesicht des Höchsten gleichgestellt. Wie unschwer zu sehen, untergraben die Bestimmungen der Bergpredigt die Grundlagen eines jeden Rechtsstaates, und insofern Rechtsstaatlichkeit der Kern der Zivilisation ist, diese bzw. die Kultur. Außerdem stehen die Forderungen der Bergpredigt im scharfen Widerspruch selbst zu einigen Bibeltexten, darunter einem der bekanntesten: den Zehn Geboten. Diese sind geradezu bestimmt, allerlei Übeln zu wehren, oder überhaupt für allezeit „dem Übel“. So spitzt sich die Problematik im Grunde auf die Frage zu:

Beutin, Tod-Liebe-Weiblichkeit, 9-41

Was soll gelten, Bergpredigt oder Zehn Gebote? Nächsten- und Feindesliebe oder Rechtsstaatlichkeit?

Eines ist: Die Gebote der Nächsten- und Feindesliebe gründen sich auf die Autorität Gottes, und sie bezwecken, den Menschen vollkommen erscheinen zu lassen wie Gott.

Das andere ist: Auf jeden Fall war es die Überzeugung der älteren Christenheit, daß das Recht – im Sinne der Rechtsordnung, als Verfaßtheit der Gesellschaft – göttlich sei, ja identisch mit Gott. So heißt es im Prolog des „Sachsenspiegels“ (13. Jahrh.): „Got ist selber recht.“⁹

Sonach stünde der Bibeltreue vor dem Paradoxon:

Vollkommen wie Gott im Himmel ist, wer den Forderungen der Bergpredigt Genüge tut, auch insofern sie die Rechtsordnung aufheben. Diese ihrerseits aber ist vollkommen, göttlich, ja fällt mit Gott in eins ...

An derselben Stelle, wo Freud von den beiden Geboten der Nächsten- und Feindesliebe handelt, die er „im Grunde“ für identisch hält, fügt er eine Anmerkung ein, worin er einen Aphorismus von Heinrich Heine zitiert. Sie lautet:

Ein großer Dichter darf sich gestatten, schwer verpönte psychologische Wahrheiten wenigstens scherzend zum Ausdruck zu bringen. So gesteht *H. Heine*: „Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt – ja, man muß seinen

⁹ Sachsenspiegel. Landrecht, hg. von Cl. Frhr. von Schwerin, Stuttgart 1956, S. 18

Feinden verzeihen. aber nicht früher, als bis sie gehenkt werden.“
(*Heine*, Gedanken und Einfälle.)¹⁰

Heines Aphorismus stellt sich als eine kleine Selbstanalyse dar, eine im Ton nicht vollkommen ernste Äußerung seiner wichtigsten Wünsche, ehe er am Ende eine Verhaltensregel aufstellt. Was wäre jedoch die „schwer verpönte psychologische Wahrheit“?

Freud resümiert im Anschluß an seine Reflexionen über Nächsten- und Feindesliebe – in dem Bestreben, die gesuchte psychologische Wahrheit zu enthüllen –: „Das gern verleugnete Stück Wirklichkeit hinter alledem ist, daß der Mensch nicht ein sanftes, liebesbedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf. Infolgedessen ist ihm der Nächste nicht nur möglicher Helfer und Sexualobjekt, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, seine Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunützen, ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, zu

¹⁰ Wissenschaftliche Ausgaben haben hier eine etwas andere Formulierung: „Friedliche Gesinnung. Wünsche: bescheidene Hütte, Strohdach, aber gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Türe einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mir (!) die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden – Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt – ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden. – Versöhnlichkeit, Liebe, Barmherzigkeit.“ (Heinrich Heine, Werke und Briefe in zehn Bänden, hg. von Hans Kaufmann, Berlin 1961/64, 7,413.) – In Freuds Version des Aphorismus sind die eher stenogrammartigen Formulierungen Heines zu vollendeten Sätzen abgerundet. Auch fehlen am Schluß die drei Begriffe, mit deren Hilfe sich das Gebot der Feindesliebe umschreiben läßt. Zusammen mit den Anfangsworten bilden sie eine Klammer um den gesamten Text, die bewirkt, daß die Ironie verstärkt hervortritt.

martern und zu töten. ... Diese grausame Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit milderem Mitteln zu erreichen wäre. Unter ihr günstigen Umständen, wenn die seelischen Gegenkräfte, die sie sonst hemmen, weggefallen sind, äußert sie sich auch spontan, enthüllt den Menschen als wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist.“ Zum Beweis zählt er dann aus der Geschichte schreckliche Ereignisse auf: Völkerwanderung, Hunneninvasion, Mongolenstürme, Kreuzzüge, „die Schrecken des letzten Weltkriegs“ (des ersten; GW 14,470 f.).

Wer dazu noch die Jahrzehnte nach Freuds Tod besichtigt, wird die Liste noch um etliches komplettieren müssen, darunter um vorher noch nie dagewesene systematische Mord- und Greuelthaten.

In der „Existenz dieser Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzen“, findet Freud „das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört und die Kultur zu ihrem Aufwand nötigt“. Es bedrohe die „Kulturgesellschaft“ beständig (ebd., S. 471).

Da nun das „Interesse der Arbeitsgemeinschaft“ sie nicht zusammenhalten würde, weil „triebhaftige Leidenschaften“ allemal stärker seien als „vernünftige Interessen“, biete die Kultur alles auf, „um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen ... Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens und daher auch das Idealgebot, den Nächsten so zu lieben wie sich selbst, das sich wirklich dadurch rechtfertigt, daß nichts anderes der ursprünglichen menschlichen Natur so sehr zuwiderläuft.“ (Ebd.)

Gipfelt die Fülle der Anweisungen beim Evangelisten Matthäus in dem Schluß: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, wird damit auch

den Menschen abverlangt, die „ursprüngliche menschliche Natur“ durch deren äußersten Gegensatz, die göttliche Natur oder Vollkommenheit der Heiligen auszutauschen. In Freuds Sicht eine niemals erfüllbare Forderung oder *Überforderung*, der schon – wie es der von ihm zitierte Aphorismus von Heine belegt – der Dichter einstmals mit dem Mittel der souveränen Ironie begegnet war. Doch hebt natürlich Ironie die Problematik nicht auf, die in alledem steckt: Wie wären denn tatsächlich, um der Erhaltung des Menschengeschlechts willen, „den Aggressionstrieben der Menschen“ effektive „Schranken zu setzen“?

In der klassischen deutschen Literatur um 1800 war es der Humanitätsgedanke, worin die besten Autoren das Rettungsmittel gegen die Selbstzerstörung der Gattung zu finden hofften. Heine selber nicht anders: Für ihn enthält die Humanitätsidee eine ernsteste Verpflichtung. Er kannte diese, wußte auch, daß sie das wesentliche Angriffsziel des ‚engen‘ Deutschtums bildete. Diesem warf er vor:

„... der Patriotismus des Deutschen ... besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegeltum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.“¹¹

Weltbürgertum, Humanität, allgemeine
Menschenverbrüderung, Kosmopolitismus – abermals, nur in etwas

¹¹ Heinrich Heine, wie Anm. 10, 5,33

anderer Formulierung als in der Bergpredigt, die Einschärfung der „sogenannten Idealforderungen der Kulturgesellschaft“? Zugleich eine ein bißchen modernere Art der Verkennung der „Wirklichkeit“, jener Wahrheit, die lautet: daß der Mensch nicht mehr sei als eine „wilde Bestie“?

Oder die Frage noch anders, in veränderter Beleuchtung gestellt: der heroische Vorsatz, jene „ursprüngliche menschliche Natur“ durch eine *humanisierte* Natur zu ersetzen?

Freud schreibt dazu in demselben Essai: „Irgendeinmal im Laufe dieser Untersuchung hat sich uns die Einsicht aufgedrängt, die Kultur sei ein besonderer Prozeß, der über die Menschheit abläuft, und wir stehen noch immer unter dem Banne dieser Idee. Wir fügen hinzu, sie sei ein Prozeß im Dienste des Eros, der vereinzelte menschliche Individuen, später Familien, dann Stämme, Völker, Nationen zu einer großen Einheit, der Menschheit, zusammenfassen wolle.“ (Ebd., S. 481)

„Zusammenfassen wolle“ – d.h. nicht schon schon: zusammengefaßt hat. Keine Realität mithin, sondern – *eine Aufgabe*. Die „Kulturentwicklung“, schreibt er deshalb, müsse „uns den Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb zeigen, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Dieser Kampf ist der wesentliche Inhalt des Lebens überhaupt und darum ist die Kulturentwicklung kurzweg zu bezeichnen als der Lebenskampf der Menschenart.“ (Ebd.)

Ob sie dies anerkennt oder bestreitet – auch im 3. Jahrtausend steht die Menschenart mittendrin.

Weiblichkeit

Wie schon die Anspielung auf Heines „Asra“ und der Vergleich mit dem Wortlaut des Gedichtes erweisen, erlaubte Freud es sich durchaus, einen Text, den er heranzog, sehr eigenwillig zu deuten,

manchmal so, daß eine Umdeutung entstand, gar eine veritable Fehldeutung. So z.B. im Falle einiger von ihm zitierter Heine-Verse.

In der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1933) ist die XXXIII. Vorlesung¹² der „Weiblichkeit“ gewidmet. Darin redet er seine Hörschaft an und avisiert ihr das Thema, „das Anspruch auf Ihr Interesse hat wie kaum ein anderes“, um alsbald hinzuzufügen, wie lange es bereits die Köpfe beschäftigt habe: „Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt: ...“ (GW 15,120)

An dieser Stelle fügt er das Zitat ein, den Fundort in Klammern hinzusetzend: „(Heine, Nordsee)“.

Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Baret,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme, schwitzende Menschenhäupter ---

Diese Verse entstammen Heines berühmtester Lyriksammlung, dem „Buch der Lieder“, hier: dem Zweiten Zyklus „Die Nordsee“, darin dem Gedicht „Fragen“ (G 226):

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,

¹² Um den Anschluß an die vorangegangenen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1915/17) zu wahren, ließ er die Neue Folge mit der Ziffer XXIX beginnen (die „Vorlesungen“ waren von I-XXVIII nummeriert).

Häupter in Turban und schwarzem Baret,
 Perückenhäupter und tausend andre
 Arme, schwitzende Menschenhäupter –
 Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
 Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
 Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
 Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
 Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
 Und ein Narr wartet auf Antwort.

Es ist unschwer einzusehen, daß Heine in seinem Nordsee-Gedicht „Fragen“ auf eines der schwierigsten philosophischen Probleme zielt, das vor ihm bereits Kant erörtert hatte, vor diesem schon manch anderer. So schrieb z.B. Jakob Böhme: „Es kann ein Mensch vom Mutterleibe an im ganzen Lauf seiner Zeit in dieser Welt nichts vornehmen, das ihm nützlicher und nötiger sei als dieses, daß er sich selbst recht lerne erkennen: 1. Was er sei? 2. Woraus oder von wem? 3. Wozu er geschaffen worden? Und 4. Was sein Amt sei?“¹³ Das ist, da aus der Sicht eines einzelnen Menschen gefragt, mehr individuell gemünzt und weniger allgemein formuliert als bei Heine, und dennoch im Grunde die Frage nach demselben Gegenstand, dem Menschen, die Frage: „Was bedeutet der Mensch?“

Die Aussage des Gedichts in dieser Weise umrissen, ist damit zugleich festgestellt, daß es doch eines nicht enthalte: nämlich dasjenige nicht, was Freud darin gefunden haben will, die Frage nach dem „Rätsel der Weiblichkeit“. Daß sie in dem Gedicht vorfindlich sei, suggeriert er, indem er ein Zitat daraus in seinen

¹³ In der Vorrede zu seiner Schrift *De tribus principiis*, abgedruckt in: Aurora oder Morgenröte im Aufgang. Ausgewählte Texte, hg. von Gerhard Bartsch, Leipzig 1974, S. 145

eigenen Gedankengang zu eben jenem angeblichen Rätsel einbringt.

Weshalb verfuhr er so? War es ein Fehler seines Gedächtnisses, hatte er sich zu Unrecht auf seine Erinnerung verlassen? Oder gibt es womöglich eine Motivierung für den Vorgang, die sich im Werk Heines aufweisen läßt? Schwebte dem Forscher Freud vielleicht ein anderes Heine-Gedicht vor, was sogar vorzüglich in seinen Gedankengang gepaßt hätte, an das er sich aber im Zusammenhang seiner Vorlesung nicht mehr erinnerte?

In Heines Sammlung der Gedichte unter dem Titel „1853 und 1854“ finden sich die folgenden, unbetitelten, mit der Nr. 9 versehenen Strophen (G 716):

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Todesdunkel ist das Rätsel
Dieser wahren Sphinx. Es hatte
Kein so schweres zu erraten
Frau Jokastens Sohn und Gatte.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Rätsel nicht das Frauenzimmer;
Spräch es aus das Lösungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

Das Gedicht fängt mit zwei verbalen Operationen an:
– erstens mit einer Identifizierung: die Gestalt der Sphinx: diese sei in Wahrheit keine andere als die der Frau, sowie
– zweitens mit einer entmythologisierenden Wendung: jenes Fabelwesen wäre gar nicht mit einem Löwenleib oder Körperteilen

eines Löwen ausgestattet, sondern beschaffen wie eine jede Frau (und vice versa).

Nun bildet den Zentralbegriff dieses kleinen Poems tatsächlich das Wort „Rätsel“: das Rätsel der „wahren Sphinx“, mithin der Frau; es begegnet doppelt (2. Str. / 3. Str.), und darüber hinaus in der Umschreibung „Kein so schweres“ (2. Str.). Eine weitere Umschreibung in dem Gedicht ist auffällig: „Frau Jokastens Sohn und Gatte“. Dies war im griechischen Mythos kein Geringerer als der Heros Ödipus, der hier als einer angeführt wird, der seinerseits ein schweres Rätsel zu lösen hatte. Es war ihm nicht von irgendeinem, schon gar nicht menschlichen Lebewesen aufgegeben worden, sondern – von der Sphinx. Das kleine Gedicht, falls von ihm zitiert, hätte Freud nicht nur auf das Thema ‚Frau‘ geführt, sondern sofort auch auf das „Rätsel der Weiblichkeit“, wie zugleich außerdem auf einen relevanten Zentralbegriff seiner Lehre: Ödipus. Dennoch ging er über diesen – ihm sicher nicht unbekanntem – Text hinweg.¹⁴

Weshalb bezog Freud in seinen Gedankengang Verse Heines ein, die nicht das enthalten, was er ihnen zuschrieb, und übergang ein Gedicht desselben Autors, die genau das enthalten, was sich in jenen eingefügt hätte?

Vielleicht nähert man sich der Antwort, wenn man ein drittes Gedicht Heines heranzieht, das ein weiteres Mal die Frau der Sphinx gleichsetzt, diesmal jedoch der „betatzten“. Kommt der Leser von hier zu dem Gedicht von „1853 und 1854“ zurück, wirkt dies, das jüngere, wie ein Widerruf der Aussage in dem älteren Gedicht. In dem jüngeren dementiert der Dichter den Zusatz der Löwenleibigkeit und -tatzen. Aber immerhin: auch hierin spricht er von dem Rätsel, das die Frau für den Mann darstelle.

¹⁴ Die Sphinx – die thebaische oder thebanische – geistert an mehreren Stellen durch Freuds Schriften, z.B. in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“.

Das dritte Gedicht ist die – gereimte – „Vorrede zur dritten Auflage“ (1839) des „Buchs der Lieder“ (G 13):

Das ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüte!
Der wunderbare Mondenglanz
Bezaubert mein Gemüte.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Erklang es in der Höhe.
Das ist die Nachtigall, sie singt
Von Lieb und Liebeswehe.

Sie singt von Lieb und Liebesweh,
Von Tränen und von Lachen,
Sie jubelt so traurig, sie schluchzet so froh,
Vergessene Träume erwachen.

Ich ging fürbaß, und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen,
Auf freiem Platz, ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschlossene Fenster, überall
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien als wohne der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Dort vor dem Tor lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten,
Der Leib und die Tatzen wie ein Löw,
Ein Weib an Haupt und Brüsten.

Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich

Und lächelten stilles Gewähren.

Die Nachtigall, sie sang so süß –
 Ich konnte nicht widerstehen –
 Und als ich küßte das holde Gesicht,
 Da war's um mich geschehen.

Lebendig ward das Marmorbild,
 Der Stein begann zu ächzen –
 Sie trank meiner Küsse lodernde Glut,
 Mit Dürsten und mit Lechzen.

Sie trank mir fast den Odem aus –
 Und endlich, wollustheischend,
 Umschlang sie mich, meinen armen Leib
 Mit den Löwentatzen zerfleischend.

Entzückende Marter und wonniges Weh!
 Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
 Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
 Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Die Nachtigall sang: „O schöne Sphinx!
 O Liebe! was soll es bedeuten,
 Daß du vermischest mit Todesqual
 All deine Seligkeiten?

O schöne Sphinx! O löse mir
 Das Rätsel, das wunderbare!
 Ich hab darüber nachgedacht
 Schon manche tausend Jahre.“¹⁵

¹⁵ Wen oder was symbolisiert die Nachtigall in diesem Gedicht? – Hypothese: die Psyche des liebenden Mannes, vor allem auch sein sexuelles Verlangen, dazu sogar sein intellektuelles Vermögen, seine Zweifel.

Mit den vier Versen aus dem Zweiten Zyklus „Die Nordsee“ hat diese „Vorrede“ eines gemeinsam: dort heißt es, daß über „Das qualvoll uralte Rätsel“ immer schon gegrübelt worden sei, und hier: „manche tausend Jahre“ – auch über ein Rätsel. Nur sind die Gegenstände des Grübelns verschiedene: in jenem Gedicht der Mensch, in diesem ist es die Zwiespältigkeit der Sphinx (= der Frau). Vom Rätsel, das die Frau darstelle, und vom Sphinx-Charakter der Frau handelt der Dichter sowohl in dem dreistrophigen Gedicht von „1853 und 1854“ wie in der Vorrede; doch ist in der letztgenannten das Thema nicht allgemein ‚das Rätsel Frau‘, sondern ihre Zwiespältigkeit, die sowohl vom lyrischen Ich wie von der Nachtigall beteuert wird (Marter / Weh; Todesqual / Seligkeiten). Nimmt man beide Gedichte zusammen, wird man kaum verkennen: in dem dreistrophigen Gedicht ist das verallgemeinerte Thema das ‚Rätsel Frau‘; in der Vorrede spricht der Dichter wiederum von einem Rätsel, aber diesmal spezifiziert – von der (angeblich) rätselhaften Zwiespältigkeit der Frau.

Die Zwiespältigkeit der Frau ist nichts anderes als das Ergebnis einer Sichtweise des Mannes, der sich zur Frau ambivalent verhält – eine solche Ambivalenz ist in beiden Texten, der Vorrede ebenso wie in dem dreistrophigen Gedicht, auf die Frau projiziert. Damit erweisen sich diese Gedichte als Ausdruck einer maskulinen Projektion, *männlicher Weiblichkeitsmythologie*.

Was tragen voranstehende Überlegungen dazu bei, um Freuds Zitat als Fehler zu erweisen – als einen sinnvollen jedoch, der in seiner Gedankenwelt begründet ist?

Es konnte ihm ja nicht in den Sinn kommen, ein Stückchen männlicher Weiblichkeitsmythologie zu propagieren, weder die Heinesche noch irgendeine andere. Es konnte ihm schon gar nicht in den Sinn kommen während der Abfassung einer Vorlesung, in welcher er das Verdienst von Frauen um die Psychoanalyse hervorhob, von Frauen, die ihrerseits kluge Beiträge zur Lösung des ‚Rätsels der Weiblichkeit‘ geliefert hatten (GW 15,140). Es war

Beutin, Tod-Liebe-Weiblichkeit, 9-41

auch gerade diese Vorlesung, in der er darlegte, daß es ihm nicht um die Definition von Weiblichkeit, um die Beantwortung der Frage: Was *ist* die Frau? gehen konnte, sondern daß die Aufgabe darin bestand zu klären: Wie *wird* die Frau? (Nämlich wie ist ihr Entwicklungsgang von der ursprünglichen Bisexualität – eines jeden Menschenwesens – hin zur Weiblichkeit?) Er folgert: „Der Eigenart der Psychoanalyse entspricht es dann, daß sie nicht beschreiben will, was das Weib ist, – das wäre eine für sie kaum lösbare Aufgabe, – sondern untersucht, wie es wird, wie sich das Weib aus dem bisexuell veranlagten Kind entwickelt.“ (Ebd., S. 124)

Wäre ein zweites Moment, wodurch Freud abgehalten worden wäre, sich näher auf Heines Sphinx-Gedichte einzulassen, die Beschwörung des Todes in beiden? Seine Krankheit war bereits in einem fortgeschrittenen Stadium, als er die Neue Folge der Vorlesungen ausarbeitete. Selbst ein Realist, der sich den Blick auf die Wirklichkeit des Sterbens nicht verbietet, will nicht ständig an diese erinnert sein. In Heines Vorrede von 1839 findet sich jedoch die Begrifflichkeit: „Todesqual“. 1853/54 in dem dreistrophigen Gedicht: „Todesdunkel ist das Rätsel“.

Der letztgenannte Vers kann, wenn laut gelesen, wie folgt akzentuiert werden, mit Auseinanderlegung des Adjektivs (des Kompositums):

(Des) Todes Dunkel ist das Rätsel ...;

weshalb Freud mit ihm bei der Lektüre, gar beim Zitieren etwas persönlich höchst Unerwünschtes hätte assoziieren können. Es mag ein Zufall sein, daß Heine einmal den Todesaspekt eines weiblichen Wesens betonte, das allgemein wegen seiner Lebensfülle, Schönheit und Lieblichkeit berühmt war, der Göttin Aphrodite, und daß dies in einem Gedicht geschah („Die Götter Griechenlands“, G 223), das im Zweiten Nordsee-Zyklus unmittelbar vor dem Gedicht „Fragen“ steht, woraus Freud zitierte. Heine apostrophiert die Göttin der Liebe: „Doch graut mir heimlich

vor deiner Schönheit, / Und wollt mich beglücken dein gütiger Leib,
/ Wie andere Helden, ich stürbe vor Angst – / Als Leichengöttin
erschienst du mir, / Venus Libitina!“ (Auch sie konnte Heine nicht
anders würdigen als unter dem Aspekt der Ambivalenz.)

Alles zusammengenommen, ließe sich vermuten, daß Freud
sich von Heines Weiblichkeitsauffassung distanzierte, weil er die
Aussagen über die Frau in den Sphinx-Gedichten nicht goutierte.
Jedenfalls mochte er diese nicht für seine Untersuchung des
,Rätsels der Weiblichkeit' in Anspruch nehmen.

So könnte es zu dem (Fehl-)Griff gekommen sein, daß er
vier Zeilen aus dem Gedicht „Fragen“ als Beleg heranzog, die –
recht besehen – das zu Belegende gerade keineswegs belegen.
Daß sie es nicht belegen, dürfte unstrittig sein. Fraglich ist
hingegen vielleicht, ob man berechtigt sei, an dieser Stelle die
Spekulation noch einen Schritt weiter zu treiben.

War in Heines Lyrik die Bündelung negativer Züge seines
Frauenbilds nicht zu leugnen, nicht zu mißkennen eine gewisse
antifeministische Aggression des Dichters, und hatte Freud in
seiner Vorlesung dafür keinerlei Verwendung, so konnte er die
antifeministische Aggression geschwind ersetzen durch eine
antimaskuline – die an und für sich in seiner Vorlesung keinen
Platz hätte haben müssen –:

Wer anders, wenn nicht Männer, waren nämlich jene
„Häupter in Hieroglyphenmützen ... in Turban und schwarzem
Barett ... Perückenhäupter ... Arme, schwitzende
Perückenhäupter“?

Unbezweifelbar, sie waren es, und sagen wir es exakt:

Gelehrte, Akademiker, Angehörige hoher Fakultäten, wie
diejenigen, von denen Freud so manche Kränkung erfahren hatte.
Solche, die über das „qualvoll uralte Rätsel“ gegrübelt hatten,
dasjenige, das den Namen ‚Mensch‘ trug, und welches sie doch –
lächerlicherweise – nicht in Jahrtausenden hatten lösen können.

Um es zu lösen, mußten andere kommen, nicht die Perückenhäupter der hohen Fakultäten.

Ein anderer war es, der kommen mußte.

Exkurs: Freud und Ludwig Feuerbach

Der Forschung und vielleicht sogar der breiteren Öffentlichkeit ist Freuds distanzierte Einstellung zur Philosophie bekannt. Dennoch verzichtete er nicht darauf, ältere philosophische Werke ebenso zur Kenntnis zu nehmen wie zeitgenössische. Dabei erkannte er einem einzigen Denker eine Sonderrolle zu, den er, zumindest als junger Mann, über alle anderen Denker stellte: Ludwig Feuerbach (1804–1872). 1875 schrieb Freud: „Von allen Philosophen verehere und bewundere ich diesen Mann am meisten.“¹⁶ Feuerbachs Hauptwerk ist die tief eindringende Untersuchung „Das Wesen des Christentums“ (1841).¹⁷ Hierin verwendete er Begriffe, die später Freud als zentrale Kategorien seiner eigenen Lehre einsetzte, z. B. „Wunsch“ und „Wünschen“. Bei Feuerbach konnte Freud auch ein Phänomen umschrieben finden, das in der Psychoanalyse von großer Bedeutung wurde: die Projektion.

Freilich gibt es in den Schriften Feuerbachs zudem Aussagen, deren Inhalte Inhalten Freuds diametral entgegengesetzt sind, so daß einige bekannte Sätze Freuds wie Antworten erscheinen, die er dem verehrten und bewunderten Feuerbach dennoch zuteil werden ließ. Dafür ein Beispiel. Feuerbach schreibt einmal: „Aber ungeachtet der vielen unmerklichen Vorstellungen,

¹⁶ Zit. bei: Peter Gay, „Ein gottloser Jude“. Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse, Frankfurt / M. 1988, S. 65

¹⁷ Im folgenden zit. nach der Ausg. Stuttgart 1969

Triebe und Neigungen, die die Seele bestimmen, ist doch der Mensch der Herr in seinem Hause ...“¹⁸

Freud spricht von der dreifachen Kränkung der Eigenliebe der Menschen: der kosmologischen (Kopernikus; die Erde verliert ihre – gewöhnliche – Mittelpunktstellung im Weltall), die biologische (Darwin; der Mensch nichts anderes und Besseres als ein Tier, aus der Tierreihe hervorgegangen) und nun die psychologische: „... die beiden Aufklärungen, daß das Triebleben der Sexualität in uns nicht voll zu bändigen ist, und daß die seelischen Vorgänge an sich unbewußt sind und nur durch eine unvollständige und unzuverlässige Wahrnehmung dem Ich zugänglich und ihm unterworfen werden, kommen der Behauptung gleich, daß das *Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus*.“¹⁹

Bei seiner Untersuchung des Christentums entwickelte Feuerbach eine Vielzahl von Argumentationen, die auf Sigmund Freuds Gedankenwelt eingewirkt haben könnten. Darunter ist eine, auf die bereits in der voranstehenden Analyse zurückgegriffen wurde. Sie betrifft den christlichen Begriff der Liebe.

Prinzipiell verwies Feuerbach sowohl auf die Fülle der Widersprüche *in* der Bibel als auch auf deren Widersprüche zu anderen Ideenwelten, zur Moral, zur Vernunft: „Die Bibel widerspricht der Moral, widerspricht der Vernunft, widerspricht sich selbst unzählige Male ...“ (Wesen des Christentums, S. 320)

Die christliche Liebe schließe einzig „Christliches“ ein. „Der Satz: ‚*liebet eure Feinde*‘ bezieht sich nur auf *persönliche* Feinde, aber nicht auf die *öffentlichen* Feinde, die *Feinde Gottes*, die *Feinde des Glaubens*, die *Ungläubigen*.“ (Ebd., S. 378) „So spricht der Apostel der Liebe. Aber die Liebe, die er feiert, ist nur

¹⁸ Ludwig Feuerbach, Geschichte der neuern Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie, 2. Aufl. (Gesammelte Werke, hg. von Werner Schuffenhauer), Berlin 1981, S. 158

¹⁹ GW 12,11

die *christliche Bruderliebe.* ‚Gott ist der Heiland aller Menschen, *sonderlich* aber der Gläubigen.‘ (1. Timoth. 4,10) Ein verwunderliches Sonderlich!“ (Ebd., S. 385) Und Feuerbach fügte dem eine Reihe ähnlicher Bibelzitate hinzu. Die christliche Liebe sei in Wahrheit „eine abnorme, lieblose Liebe“, entbehre sie doch der Universalität: „Die christliche Liebe ist schon dadurch eine *besondere*, daß sie *christliche* ist, sich christliche nennt. Aber *Universalität* liegt im Wesen der Liebe.“ (Ebd., S. 394)